Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 11. Oktober 1917

Erste Liebe.

Von P. R.

Meine Mutter wohnte eine gute Strecke weit hinter der märkischen Landstadt, in der ich zur Schule ging. Unser Häuschen lag ganz einsam in einer der üblichen Havellandschaften: Kiefern rechts und links, auf dem Wegen knietiefer Sand, so dünn und weiß, als ob der Müller ihn aus dem Meßjack verloren, zum Fluß hinab feuchte Wiesen und zwischendurch wundervolle Heidestrecken mit tiefen Kuhlen, in denen man nicht gesehen werden konnte und selbst nichts anderes sah, als etwa einen nickenden Erikazweig, eine trinkende Biene und den Himmel darüber. In einer dieser Kuhlen lag ich eines Nachmittags zur seligen Zeit der großen Ferien als Zwölfjähriger und schlief.

Mit einem Male wurde ich durch seltsame Töne geweckt, die ich in dieser seligen Verschollenheit durchaus nicht gewöhnt war. Ratata, Ratata! dünn und hart, als ob eine Kindertrommel geschlagen würde, scholl es zu mir herüber. Dazwischen schrillte ein heiserer Vogelschrei, ein Geräusch wie von heftig bewegten Flügeln wurde vernehmbar, und gleich darauf rief eine helle Mädchenstimme: „Pfui, Hansi!" —

Leise drehte ich mich auf den Bauch und schob mich höher hinauf, bis ich über den Rand meiner Mulde hinwegsehen konnte.

Da sah ich wenige Schritte vor mir ein großes, ungefähr dreizehnjähriges, schwarzhaariges Mädchen stehen in ausgewachsenem, weißem Kleidchen, mit nackten Beinen, die Füße aber in zierlichen, wenn auch angeschmutzten Tanzschuhen. Kurz vor ihr lag ein kleiner, kränklicher Junge im Heidekraut, und zwischen beiden saß ein feister Hase, der eine Trommel schlug, die ihm um den Hals hing, während eine Krähe mit gespreizten Flügeln und tückisch zurückgebogenem Hals nach seinem Trommelschlag tanzte.

Wie eine Feder schnellte ich in die Höhe und sprang mit einem Satz aus meiner Vertiefung heraus. Aber da machte der Hase, durch mein plötzliches Erscheinen erschreckt, einen noch gewaltigeren Satz, schlug mit zurückgelegten Löffeln einen Haken, schoß koboldz über die Trommel, die ihm zu tief am Leib herabhing, und war dann im Nu verschwunden. Scheußlich krächzend stolperte die Krähe hinter ihm her.

Das Mädel drehte sich auf der linken Hacke wie im Kreisel zu mir herum. „Konntest du nicht vorsichtiger kommen, du dummer Junge!" schrie sie mich an.

Aber dann achtete weder sie noch der Knabe weiter auf mich. Laut lockend: „Murks, Murks! Komm, mein braver Murks! Komm Hansi!" schritten sie den Flüchtlingen nach. Die Krähe kam auch bald wieder zum Vorschein, der Hase aber ließ sich suchen, bis er endlich dicht vor den Füßen seiner Herrin aus dem Heidekraut feist und braun auftauchte und sich selbst mit kurzem Trommelschlag zur Stelle meldete.

Als Mensch und Tier wieder auf dem alten Platz vereint waren, wagte ich es, eine Unterhaltung zu beginnen, in deren Verlauf ich mich über die Personalien meiner seltsamen Heidebesucher unterrichtete.

Diese waren: Murks, der Hase, Hansi, die Krähe, und Rosa und Benjamin, Kinder des chaldäo-persischen Magiers und Geistesfürsten Abdul-ben-Schah, genannt die Verwunderung der Welt.

Bei diesem flammenden Titel schlug Murks freiwillig Generalmarsch, Hansi krächzte, und ich bekam beinahe die Maulsperre.

* * *

Meine Mutter war von meiner neuen Freundschaft durchaus nicht so entzückt wie ich.

„Das werden die Kinder des Schaubudenbesitzers sein, der seit gestern in der Stadt ist," erwiderte sie auf meinen phantastischen Bericht sehr nüchtern. „Gaunlerkinder! Aber meinetwegen, wenn du sie schon mal eingeladen hast, so mögen sie ruhig kommen. Himbeeren haben wir ja genug im Garten!"

Am andern Tag führte ich Benjamin und Rosa zu ihr. Bekleidet waren beide wie bei unserer ersten Begegnung, ein bischen dürftig und ausgewachsen, aber Rosa hatte zu meiner Genugtuung wenigstens Strümpfe an. Bei der Begrüßung hob ihr meine Mutter das Gesichtchen prüfend in die Höhe.

„Potztausend, Mädchen! Du bist ja eine kleine Schönheit!" sagte sie freundlich.

Ich strahlte vor Stolz, als ob das Lob mir gegolten hätte. Und wohl zum erstenmal sah ich ein Mädchen auf seine Schönheit hin an. Ihr Köpfchen war klein und leicht gebräunt, die Nase stand ihr schmal und keck im Gesicht, und ihr Mund war tiefrot. Am längsten aber weilte mein Auge schon damals auf ihrem schlanken, zarten, wundersamen Hals.

Dann sprangen wir in den Garten, tranken Kaffee, pflückten Himbeeren und waren so harmlos unvernünftig vergnügt, wie es eben nur Kinder sein können.

Während der wenigen Nachmittagsstunden, in denen sie nicht von Abdul-ben-Schah, ihrem geisterfürstlichen Vater, gebraucht wurden, waren die beiden nun täglich bei mir. Von vornherein konnte aber kein Zweifel daran sein, daß mich Rosa weitaus mehr anzog als der schwächliche Benjamin. Als echter Junge hatte ich die übrigen Mädel meiner Bekanntschaft immer als Wesen eingeschätzt, mit denen nichts Rechtes anzufangen wäre. Bei Rosa jedoch, die mir als Fremde wie aus einer fremden Welt entgegengetreten war, berührte mich das Andersgeartete als etwas Neues, Beunruhigendes und doch Verlockendes.

Ich empfand ein lebhaftes Bedürfnis, sie zu beschäftigen und mir mit ihr zu schaffen zu machen. Da mir aber alle Formen der Galanterie fremd waren, verkleidete ich dieses Verlangen in die üblichen Knabenarten: ich knuffte sie, zog sie am Zopf und war selig, wenn ich sie bei einer Katzbalgerei auf die Erde schmeißen konnte. Leider gelang mir das letzte nur allzu selten. Sie war unendlich geschickter und geschmeidiger als ich.

„Ich turne ja schon längst auf der Bühne!" sagte sie lachend, als ich mich wieder einmal über ihre seltsamen Kletter- und Springkünste erbost hatte.

Auf der Bühne! Großer Gott, ich hätte alle Schätze Brandenburgs hingegeben, wenn ich nur einmal einer Vorstellung hätte beiwohnen dürfen! Aber in dieser Hinsicht schien meine Mutter unerbittlich.

„Du bist sowieso schon ein kleiner Phantast und hast gerade genug Raupen im Kopf. Ueberdies dauert es zu lange. Es würde elf Uhr werden, ehe du in dein Bett kämst, und das ist zu spät für dich!"

Damit lehnte sie meine täglich erneuten stürmischen Bitten tagtäglich ab, und alles Schmeicheln und Schmollen war vergebens.

So waren annähernd vierzehn Tage vergangen, als Rosa eines Nachmittags mit zierlichem Knicks an meine Mutter herantrat und ihr in einem Briefumschlag zwei Eintrittskarten zur letzten, allerletzten, großen Galavorstellung überreichte.

„Vater bedankt sich sehr, daß gnädige Frau uns so gut aufgenommen haben, und läßt schön bitten, uns mit Otto doch wenigstens am letzten Abend die Ehre zu geben," sagte sie artig. „Es sind auch die besten Plätze" fügte sie nicht ohne Stolz hinzu.

Ich sah wohl, daß diese Freikarten meiner Mutter durchaus keine Freude machten. Diesmal konnte sie unsern vereinigten Bitten aber nicht widerstehen. So sagte sie denn zu, und abends gegen halb acht standen wir richtig auf dem Schweinemarkt der kleinen Landstadt vor dem mit schreienden Plakaten überladenen Zelt Abdul-ben-Schahs.

Gleich an der Kasse begrüßte uns Rosa. Sie trug einen langen Lodenmantel und war hochfrisiert wie eine Dame, so daß ich mit scheuer Bewunderung zu ihr aufsah. Als sie sich von meiner Mutter ab und mir zuwandte, glitt der nur lose zusammengeschlagene Mantel auseinander, und ein rosafarbiges Trikot wurde als ihre einzige Bekleidung sichtbar. Ich hatte noch nie ein Mädchen in einem ähnlichen Kostüm gesehen und wurde ganz verwirrt.

„Gefall' ich dir?" fragte sie lächelnd.

Aber dann sah sie wohl, daß ich mehr erstaunt als entzückt war.

„Paß nur mal auf, wie hübsch ich angezogen bin, wenn ich enthauptet werde," flüsterte sie mir zu.

Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. „Wenn du enthauptet wirst?" fragte ich angstvoll.

Aber da schoben mich schon Nachdrängende von ihr fort, und an der Hand meiner Mutter betrat ich das für meine damaligen Begriffe feenhaft erleuchtete Zaubertheater, in dessen Wunderwelt meine kindliche Phantasie sofort mit Haut und Haaren versank.

Ein Musikautomat setzte mit einer rauschenden Ouvertüre ein, der Vorhang glitt empor, und Abdul-ben-Schah, der chaldäo-persische Magier, stand weißbärtig und würdevoll vor uns. Er trug eine spitze, mit allerhand Hieroglyphen bestickte Mütze, ein lang herabwallendes Priestergewand und führte, leise Beschwörungen singend, einen Zauberstab aus poliertem Ebenholz durch die Luft.

Im Nu erloschen die Lampen, der Zuschauerraum verdunkelte sich, und durch das rote Licht, das die Bühne in mystische Dämmerung tauchte, flogen bläulich funkelnde Feuerbälle. Abdul-ben-Schah jonglierte.

Mit seinem wallenden weißen Bart und in der geheimnisvollen Gewandung, von den farbigen Bällen umkreist, erschien er meiner glühenden Phantasie wie Gott-Vater, der Planeten aus seinen Händen rollen läßt und ihnen immer aufs neue Bahn und Ziel weist, aber dann erlosch eine Kugel nach der anderen und kehrte in den Urgrund aller Dinge, in die bauschigen Aermel des Schöpfers zurück. Schließlich kreiste nur noch eine, größer und leuchtender als die versunkenen, um des Magiers Haupt, bis sie, breite Feuergarben nach allen Seiten schleudernd, klingend zerplatzte, die rote Dämmerung von weißer Helle verdrängt wurde und Abdul-ben-Schah sich dankend vor dem klatschenden Publikum verneigte.

Unter ähnlichem Hokuspokus verging noch eine gute Stunde. Rosa, in dem eng anliegenden Trikot, das jede Linie ihres schmalen Körpers deutlich hervortreten ließ, turnte am Trapez und schlug, an den Zehen herabhängend, den Takt für Murks und Hansi, die danach trommelten und tanzten; Ziehharmonikas flogen durch die Luft und spielten, ohne daß eine Hand sie berührte; musikalische Giftschlangen folgten in schillernden Windungen den Lockтönen einer Flöte, die Benjamin, in der Tracht eines indischen Knaben, blies; und zuletzt verwandelte sich die Bühne in einen prunkvollen orientalischen Saal. Der Clou des Abens: „Die Liebe der Prinzessin Sobeide" ging in Szene.

Abdul-ben-Schah saß, Tschibuk rauchend, auf einem roten Thronsessel, und neben ihm stand Sobeide, die erlauchte Prinzessin, die ich als gewöhnliche Rosa noch einige Stunden vorher in zärtlicher Respektlosigkeit geknufft hatte. Ein Gewand aus schneeiger Seide umhüllte weit und faltig ihren jungen Leib. Eine blitzende Agraffe hielt es vorn auf ihrer Brust zusammen. Diamanten funkelten in ihrem Haar, und eine Kette weißer Perlen umschlang matt glänzend ihr feines Hälschen.

Gar nicht mehr kindlich, fraulich reif und hoheitsvoll erschien sie mir in dieser Tracht, meine Augen brannten in scheuer Lust, und verwandten keinen Blick von ihr.

Da schmetterten Trompetensignale. In feierlichem Aufzug, unter Aufführung eines muskulösen Negers, der nur mit einem blutroten Lendenschurz bekleidet war, erschien eine Schar Türken in Turban und Pluderhosen. Jeder trug eine silberne Schüssel, die bis an den Rand mit farbigen Edelsteinen gefüllt war. Niederkniend überreichten sie diese dem Magier, im Auftrag des Sultans von Byzanz, dafür die schöne Sobeide begehrend.

Mit leisem Schreckensschrei reckte Sobeide abwehrend beide Arme gegen sie. Nie, so schwur sie beim Bart des Propheten, würde sie seinen Harem betreten. Sie liebe und sei bereits das heimliche Weib eines armen jungen Dieners. Ein fürchterlicher Auftritt voll pathetischer Drohungen, Bitten und Tränen folgte diesem Bekenntnis, der damit endete, daß der entmenschte Vater sie zum Tode verurteilte.

In heftigem Schrecken zuckte ich zusammen. Für mich waren diese Vorgänge ernsteste Wirklichkeit. Zitternd beugte ich mich vor, schwankend zwischen der Furcht, daß jetzt etwas Entsetzliches geschehen müsse, und der Hoffnung auf irgendeine überraschende Wendung zum Guten. Aber da ergriff der rotbeschurzte Oberennuche Sobeide auch schon und warf sie auf einen mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Tisch, Abdul-ben-Schah zückte sein Schwert, die Klinge funkelte durch die Luft, sauste nieder, nieder auf ein wunderzartes, feines Hälschen, und mit einem gellenden Aufschrei: „Rosa! Rosa!" sprang ich von meinem Platz empor. Ich wollte auf die Bühne, um noch im letzten Moment das Entsetzliche zu verhüten. Da aber sprang schon ein Strahl roten Blutes wie ein Springbrunnen vor mir durch die Luft, ich fühlte mich zurückgerissen, es wurde mir ganz schwarz vor den Augen, und ohnmächtig sank ich um. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, hielt unser Jagdwagen bereits vor unserm Haus.

„Das hat man nun davon!" sagte meine Mutter klagend. „Es war doch nur ein Spiel, mein armer Junge. Rosa lebt und ist ganz gesund."

Am andern Tag schon in aller Frühe stand sie auch wirklich wieder leibhaftig vor mir. Sie kam, um sich bei meiner Mutter zu entschuldigen und gleichzeitig Adieu zu sagen. Benjamin mußte schon beim Packen helfen, und so wanderten wir nach kurzem Aufenthalt denn allein noch einmal Hand in Hand über unsere alten Spielplätze. Auf der gleichen Stelle, wo wir uns kennen gelernt hatten, setzten wir uns traurig in das blühende Heidekraut. —

„Ob ich wohl noch einmal wiederkommen werde?" meinte Rosa nachdenklich. „Vielleicht im nächsten Jahr, vielleicht ziehen wir aber auch nach Oesterreich hinein."

Ich wollte antworten, als mein Blick plötzlich wie gebannt an ihrem Hals hängen blieb. Unter dem schwarzen Samtband, das ihn umschloß, war ein feiner roter Blutstrich sichtbar geworden.

„Was ist das?" fragte ich zitternd.

Rosa lachte verlegen und zog das Hälschen tiefer in ihr Kleid hinein. „Daran bist du schuld," sagte sie dann leise. „Du mußt nämlich wissen: wenn ich so wie gestern auf den Tisch geworfen werde, dann lege ich meinen Kopf in eine Oeffnung, die ihr von unten nicht sehen könnt, und das, was mein Vater durchschlägt, ist nur ein Wachskopf mit einer Blutblase. Aber wie du so gellend meinen Namen schriest, da zuckte ich auf, und mein Vater hatte mich wirklich ein bischen getroffen."

Sie öffnete das oberste Blusenhäkchen, schob das Samtband in die Höhe und zeigte mir die winzige Wunde.

„Es tut aber gar nicht weh," setzte sie vergnügt hinzu.

Schaudernd schloß ich die Augen. In meiner lebhaften Phantasie malte sich das ganze Unglück, das ich durch mein törichtes Benehmen hätte anrichten können. In stürmischer Aufwallung umhalste ich sie und drückte, als ob ich damit etwas gutmachen wollte, einen langen, langen Kinderkuß auf den roten Strich.

Rosa kicherte. „Laß doch! Das kitzelt so!" Dabei fühlte ich aber deutlich, wie sie ihren Hals fester gegen mich drängte, ich spürte das rasche Pulsen ihrer Adern, wie ein warmer Duft schlug es mir aus ihrer Haut entgegen, und plötzlich schoß eine fremde, brennende Glut in meine Lippen. Die erste Leidenschaft blühte jäh und unvermittelt in mir auf, und wie ein Sinnloser küßte ich sie, bis ich mich heftig zurückgestoßen und Rosas Augen groß und seltsam schillernd auf mir ruhen fühlte.

Da überfiel mich eine grenzenlose Beschämung. Ich sprang auf und flog über die Heide, ohne mich noch ein einziges Mal umzusehen, in die Kiefernschonung vor meinem Elternhaus. Dort warf ich mich zu Boden und schluchzte, ohne zu wissen warum, lange vor mich hin.

* * *

Ich habe Rosa niemals wiedergesehen.

Geraume Zeit ging ich wie ein Verstörter umher und träumte jede Nacht von dem feinen, schlanken Hälschen und seinem warmen Duft. Allmählich aber verblaßte ihr Bild, um nur noch ab und zu bei guter Gelegenheit wieder in mir aufzutauchen.

Erst in reiferen Jahren erkannte ich, wie treu mein Blut die Erinnerung an sie bewahrt hat. Noch heute, wenn ich ein niedliches Mädchen sehe, dessen Hals ebenso zart und fein ist, wie das der der beinahe enthaupteten Prinzessin Sobeide war, wird mir mitunter ganz eigen zumute. Dann ist es mir, als ob Murks wieder die Trommel schlüge und Hansi dazu tanzte, und wieder fühle ich die erste rote Welle sehnsüchtigen Liebesgefühls in meine Lippen strömen.

* * *

— Darum. Prokurist (zum Chef): „Wenn auch die Firma Kaler in Mannheim zu einem größeren Abschluß mit uns bereit ist — warum soll ich denn da gleich mit dem nächsten Schnellzuge fahren? Das hätte doch morgen auch noch Zeit!"

Chef: „Fahren Sie nur gleich hin; wie leicht können sich die über uns erkundigen!"

Das Teufelsch.

Von Sven Larsen.

„Blech" wird zuweilen sehr hoch gewertet; davon braucht man sich nicht erst im nahen Orient zu überzeugen. Daß es dort aber sozusagen ein Mädchen für alles ist, darüber muß dich schon ein langjähriger Aufenthalt am goldenen Horn belehren. Hat es nämlich die Form eines rechteckigen Behälters mittlerer Größe, der etwa einen halben Zentner Petroleum faßt, angenommen, so ist ihm der Ehrentitel „Teufelsch" sicher. Denn wer aus Rußland oder Rumänien kommt, die Reise durch das Schwarze Meer macht und dann großartig am Galataquai in Konstantinopel landet, darf schon Anspruch darauf erheben, von aller Welt geachtet zu werden. Erst nachdem du des anmaßenden Gesellen überdrüssig geworden bist und ihn in deinem Keller untergebracht hast, schickt er sich in ein bescheideneres Los und wird deine lichtspendende Petroleumquelle, aus der du solange schöpfst, bis eines Tages beim Anschlagen ein schriller Mißton dir angibt, daß der Born versiegt ist.

Höchst wahrscheinlich bist du ein Neuling in diesem Lande unbegrenzter Möglichkeiten. Darum wundere ich mich gar nicht, wenn du eines Tages das leere Teufelsch aus dem Keller holst und es kurzerhand auf die Straße hinauswirfst, froh, den unnützen Burschen los zu sein. Es bereitet dir Vergnügen, ein paar Gassenjungen zuzuschauen, die ihn dort finden und sofort zu ihrem „Fußball" machen. Verbeult, durchlöchert bleibt er dann irgendwo an der Straßenecke liegen.

Aber nicht lange. Schon am nächsten Morgen durchzieht ein baumlanger spindeldürrer Alter im roten Fes und verschlissenem Rock die Straße und ruft in wahren Jammertönen: Teufelsch! Teufelsch! Erschreckt springst du auf, und im Garten, in der Nachbarschaft sei Großfeuer ausgebrochen, eilst du auf die Straße hinunter.

Aber der Ruhestörer gibt dir zu verstehen, er fahnde nur nach alten Teufelsch, ob du keins zu verkaufen hättest. Von der Straßenecke her grinst das verbeulte Teufelsch so höhnisch und rachgierig herüber, daß du nicht den Mut findest, einfach zu sagen: Da, nimm das dort, es gehört eigentlich mir! „Was sind Sie eigentlich?" fragst du neugierig. „Spengler, Herr! Ich flicke Ihre schadhaften Dachrinnen, stopfe Löcher an Ihrer Wasserleitung zu und liefere Ihnen schöne Wassereimer, Gießkannen, kurz alles, was Sie wollen!" „Gut, ich brauche eine Gießkanne!" „Morgen bringe ich sie, Herr, und mehr als fünfzehn Piaster soll sie auch nicht kosten!"

Dann zieht der Alte weiter. Noch lange tönt seine heisere Stimme von der Straße herauf. Daß er drüben an der Ecke sich deines Teufelsch bemächtigt und es in seinen Hutekorb wohl verstaut hat, ist dir natürlich entgangen. Seine Arbeitsstätte liegt in einem Winkel des kleinen Marktplatzes deines Viertels, wo unter einem aufgespannten Regenschirm aus Urväterzeiten ein kleines Kohlenbecken steht. David, „dein" Teufelschieh, würdiger, stolzer Großvater von zwölf Enkelkindern, ist gerade von seiner Morgenjagd zurückgekehrt und leert nun seinen großen Korb vor sich aus, Teufelsch, schadhafte Schöpfeimer und allerhand sonstiges Gerümpel kommt zum Vorschein. Sofort geht der Jude an die Arbeit. Es wird fleißig geklopft, geschnitten, gelötet und gefeilt, und im Handumdrehen hat sich dein wertloses Teufelsch in eine tadellose Gießkanne mit handlichem Griff und schöner Brause verwandelt. Eckig ist sie zwar geblieben, aber muß eine Gießkanne durchaus rund sein?

Pünktlich am nächsten Morgen steht David mit dem „neuen" Möbel vor deiner Tür. Seine lange Hakennase scheint ewig im Schnupfen zu glühen. „Etwas eigentümliche Form", sagst du nachdenklich, als du die Börse ziehst um zu bezahlen, aber du ahnst natürlich nicht, daß du zum zweitenmal von deinem Teufelsch Besitz ergreifst. „Herr, zeige mir eine bessere Gießkanne in Stambul, und du sollst diese umsonst haben", antwortet David mit einiger Entrüstung.

Der Jude hat wirklich recht gehabt, das Ding arbeitet vorzüglich. Noch oft wird es vom Teufelschieh geflickt, bis David eines Tages ein bedenkliches Gesicht macht: „Herr, damit ist nichts mehr anzufangen, morgen bringe ich eine neue Gießkanne." „Gut; es sei!"

Aber der Jude hat noch etwas auf dem Herzen, er weicht nicht von der Stelle. „Da der Herr das Teufelsch hier doch wegwerfen wird, will ich's ihm gleich zum nächsten Kehrichtwagen mitnehmen."

Jetzt fällt dir ein, daß vor einer Woche die Polizei eine neue Verordnung erlassen habe, die streng verbietet, Abfälle irgendwelcher Art auf die Straße zu werfen, und mit Freuden zahlst du David noch zwei Piaster für seine Mühe. So verlierst du die treue Gießkanne aus den Augen. David hat sie natürlich dem Kehrichtwagen nicht anvertraut, sondern sie daheim auseinandergeschlagen und das Stück Blech wohl verwahrt.

Einem heißen Sommer folgt ein regnerischer Winter, dem das Dach deines Hauses nicht gewachsen ist. Es tropft beständig durch, erst im Arbeitszimmer; du kehrst dich nicht daran. Als aber eines Abends deine schön geplättete Hemdbrust im Schlafzimmer vollgekleckst wird, die du gerade zum Frack anlegen wolltest, um in Gesellschaft zu gehen, lässest du schließlich den Dachdecker rufen. Der tappt auf den nassen Ziegeln herum, so und so viele gehen in Stücke, und das Uebel wird nur schlimmer. Jetzt tropft der Regen dir ins Bett. Dein Nachbar rät, einen Teufelschieh ins Haus zu nehmen, diese Leute seien vorzügliche Dacharbeiter.

Dein alter Freund David ist bald gefunden, und du siehst, wie er an den gefährlichen Stellen das Dach fein säuberlich abdeckt, blinkendes Blech aufnagelt und nun im Begriffe ist, die Ziegel wieder schön zurechtzulegen.

Da fällt dein Blick auf die Anfangsbuchstaben deines Namens, zu leuchtend roter Oelfarbe blitzen sie dir vom Dache entgegen. Und nun fällt dir ein, daß du eben diese Zeichen einmal auf deine Gießkanne gemalt hattest, als David sie zum Flicken abholen wollte.

„Macht vierzig Piaster, Herr", sagte der Jude, als er nach getaner Arbeit wieder vor dir steht, genau wie damals, als er die „neue" Gießkanne brachte. Seine lange Hakennase glüht noch immer im Schnupfen.

„Wo hast du das Blech her?" fährst du ihn wutschnaubend an. Da scheint auch ihm ein Licht aufzugehen, und verlegen den Kopf kratzend, begnügt er sich, ohne ein Wort weiter zu sagen, mit der Hälfte der geforderten Summe.

Fortan aber schirmt dich dein treues, zum dritten Mal teuer erkauftes Teufelsch, wenn die Winterstürme draußen brausen.

Die großen Ochsen.

Ein zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstorbener Admiral der englischen Flotte, der in der Marine bekannt war wegen seiner Grobheit, bezehligte einst ein Kreuzergeschwader im Ausland. Dem Admiral war von seiner vorgesetzten Behörde aufgegeben worden, versuchsweise afrikanische Rinder zu kaufen, diese an Bord schlachten zu lassen, um in die Verpflegung der Offiziere und Mannschaften eine wünschenswerte Abwechslung durch Verabreichung frischen Fleisches zu bringen. Ueber diese Einrichtung, die sich ausgezeichnet bewährte, war natürlich peinliche Rechnungsführung gefordert, die sich auch vorschriftsgemäß über die Verwendung der Häute der geschlachteten Rinder zu erstrecken hatte. Für den Bordgebrauch konnte das Leder sehr gut verwendet werden, und der Admiral berichtete entsprechend an das Marineamt, daß man das Leder der zwölf Ochsen, die zunächst geschlachtet worden waren, zur Anfertigung verschiedener Dinge an Bord verbraucht hätte.

Vom Marineamt ging auf diesen Bericht hin eine Verwarnung an den Admiral dergestalt ab, daß aus zwölf Ochsenhäuten viel mehr hätte herausgewirtschaftet werden können.

Worauf der Admiral kurz zurückberichtete: „In Afrika gibt es leider keine so großen Ochsen wie in London."

* * *

— Die vegetarische Herrschaft. Zofe: „Alle liebe Tage Kohl und Rüben! Da werd' ich wohl meine Herztätigkeit bald einstellen müssen. Soldatenliebe kauft man nicht beim Gärtner!"